



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Jn Maria-Trost

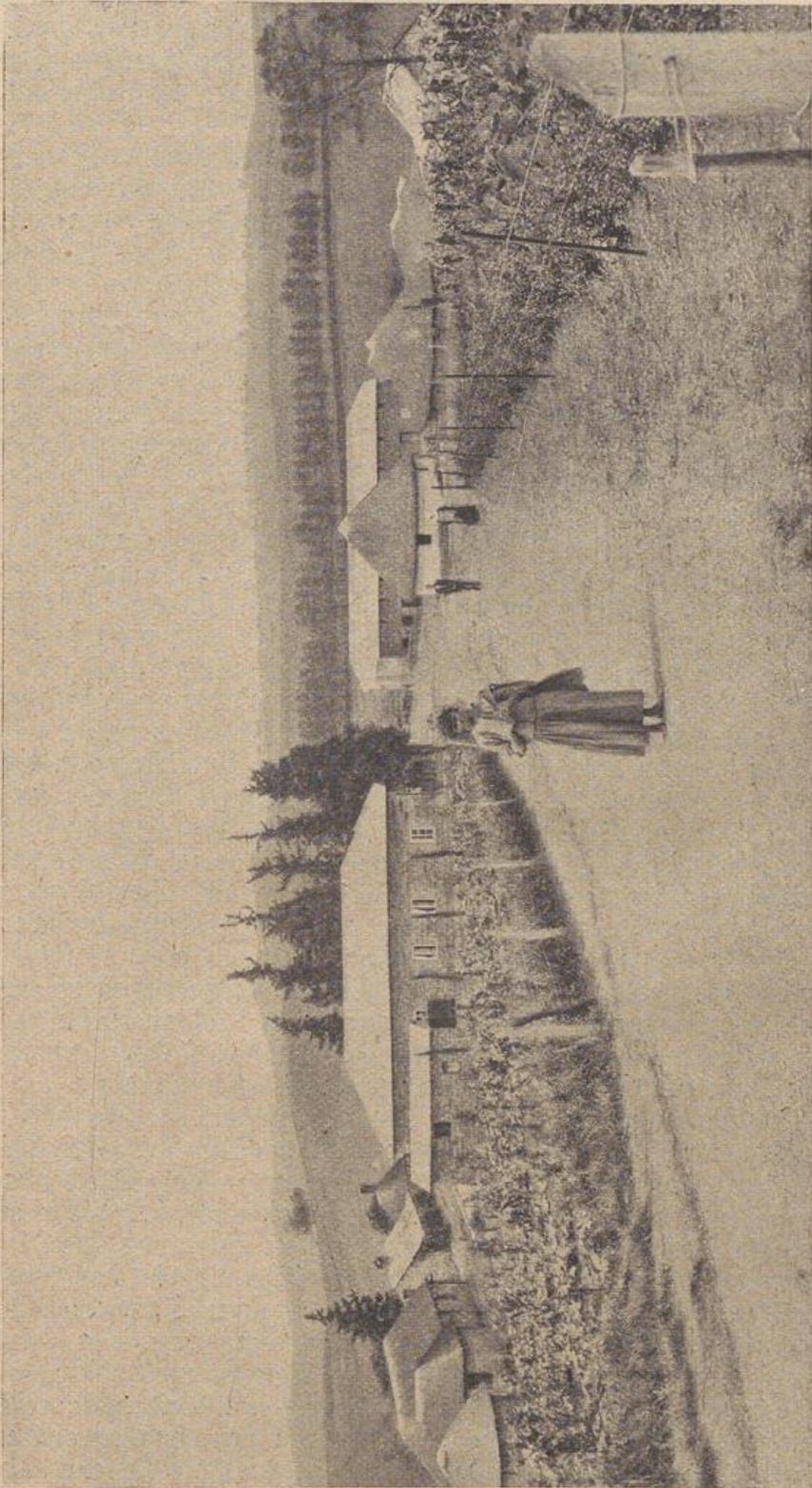
In Maria-Trost

Von Schw. M. Celine

Meine Reise dorthin führte mich zuerst zum Sanatorium; von dort aus geht dreimal in der Woche ein Auto nach Port-Shepstone, vorbei an Maria-Trost. Dieses Auto war gerade defekt, und es hieß: „Eine Woche warten!“ Eines Abends gegen $\frac{1}{2}$ 6 Uhr tauchte es endlich wieder auf. Es war nicht besonders elegant, sondern rappelte gehörig, und die Türen und Fenster waren ebenfalls nicht mehr heil und klirrten und bebten auf dem holperigen Wege. Ungefähr zehn Personen saßen in diesem Kasten. Mir hatte man einen Platz neben dem halbweißen Chauffeur gegeben. Im übrigen war es eine wunderschöne Fahrt. Die Sonne ging unter hinter den hohen, dunklen Bergketten im Westen, und vor uns lag das weite Hügel-land; Felder und öde Weiden wechselten mit Wattelplantagen, hier und da sah man Ochsen oder Schafe; nach und nach verschwand alles im Dunkel der Nacht. Die schwarzen Reisenden vertrieben sich die Zeit mit ihrem eintönigen Gesang. Ich war schon ganz glücklich, wenn sie dann ans Essen dachten; dann hörte man für eine Weile nichts, als das Knabbern an den Maiskolben. Nach und nach schienen die Leute müde zu werden; es wurde stiller im Wagen. Das Kreuz des Südens stand schon ganz hoch, und weit und breit war kein Licht zu sehen, nichts als Hügel-land rund um uns, und der Himmel über uns. Von dieser großartigen Einsamkeit kann man sich in Europa keinen Begriff machen. Als ich noch ein kleines Mädchen war, hörte ich einen früheren Kolonisten vom Afrika-Zauber reden. Ja, das ist das richtige Wort. Wen dieser Afrikazauber einmal in seinen Bann geschlagen hat, dem bleibt das Heimweh nach weitem, freiem Land immer im Herzen! Ich kann jetzt auch so gut verstehen, warum die alten Schwestern, die aus der Mission ins Mutterhaus kamen, oft so traurig waren; ihr Herz war in der freien zauberischen Einsamkeit Afrikas.

Endlich waren wir am Ziel. Ich durchbohrte die Dunkelheit und entdeckte einen Glockenturm. „Ist das Maria-Trost?“

„Ja“, erhielt ich zur Antwort. Nun kletterte ich aus dem Autobus heraus, nachdem ich im Dunkeln meinen Koffer gesucht und auch gefunden hatte. Rings umher alles totenstill! Endlich bellte ein Hund. Ich dachte, da wird wohl noch jemand kommen; und wirklich tauchte aus einem Kraal eine weiße Gestalt auf, lief zu einem andern Gebäude und kam dann zu uns. Es war eine der eingeborenen Schwestern. Sprechen konnte ich nicht mit ihr, weil ich kein Zulu konnte, und sie kein Englisch. Aber soviel konnte sie mir klar machen, daß man mich hier in der nächtlichen Zeit nicht erwartet hätte. Sie faßte



Missionstation Maria-Trost, Süd-Afrika.

mich bei der Hand, und ich stolperte in der Dunkelheit hinter ihr her bis zu einer kleinen Türe. Da kam Schwester Aquina heraus. Das war nun eine Freude! Wir beide hatten doch zusammen unser Noviziat gemacht und einander 12 Jahre nicht mehr gesehen.

Am nächsten Morgen zeigte mir Schwester Aquina die ganze Station. Hier sind zwei Priester; es wäre aber überreich Arbeit für drei. Die Brüder sind schon alt und haben ein arbeitsreiches Leben hinter sich. Der eine hat 1897 bei der Gründung der Station mit angefangen und ist heute noch immer der erste und letzte bei der Arbeit. Die Eingeborenen freuten sich, daß Schwester Aquina, die Oberin, eine Gefährtin bekommen hatte, nachdem sie neun Monate ganz allein bei den eingeborenen schwarzen Schwestern war. Auch die letzteren waren ganz glücklich und taten ihr bestes, mich ihre Zulu-Sprache zu lehren.

Es sind hier zehn schwarze Schwestern; sie hatten drei Schulen angefangen mit ungefähr 150 Kindern. Nachmittags helfen die Kinder auch bei der Garten- und Feldarbeit. Da geht es aber „immer langsam voran“. Die Schwestern erzählten mir ganz vergnügt, daß das erste, was die Weißen immer lernen, sei „musani ukuwilapa“, seid doch nicht so faul. Faul sind nun unsere eingeborenen Schwestern nicht. Wenn man sieht, wie schön sie den Garten in Ordnung haben und wie tapfer sie bei der vielen Arbeit in der Küche aushalten, muß man sich wundern. Zwei der Schwestern sind Katechistinnen und gehen dreimal in der Woche hinaus auf die Außenstationen oder Katechetenstellen, manchmal zu Fuß, zuweilen auch mit Pferd und Wagen, je nachdem die Umstände es gestatten. Es herrscht ein reges, eifriges Missionsleben hier. Zwei schwarze Katecheten stehen dem Rektor zur Seite. Hier auf der Station werden die Katechumenen jeden Sonntag von vier Schwestern unterrichtet. Außerdem besteht hier ein großer Mütterverein und eine Jungfrauen-Kongregation; bei den Männern hat man einen Anfang mit der Errichtung des Dritten Ordens gemacht. Die Zahl der Mitglieder wächst langsam, aber ständig.

Im Mai wurde der Bau eines neuen Gotteshauses in Angriff genommen, und bis nächste Weihnachten hofft der hochwürdige Pater Rektor alle Schäflein unter dem Kirchendach bergen zu können, denn gegenwärtig muß noch die Hälfte außerhalb der Kirche stehen. Nun hoffen wir, daß die liebe Mutter Gottes und die kleine heilige Theresia für das nötige Geld noch weiterhin sorgen und die übrigen Schwierigkeiten beseitigen werden. Der Teufel hat ja keine Freude an einer neuen Kirche und tut alles, um den Bau zu verhindern.

Nun wollte ich eigentlich noch etwas von den eingeborenen schwarzen Schwestern erzählen: Am Fest vom kostbaren Blut, dem Hauptfest unserer Genossenschaft, wollten sie uns eine

Freude machen. Sie sangen schon bei der heiligen Messe, und nach ihren Begriffen sehr schön. Im Refektorium stand ein prachtvoller Rosenstrauch; wohl fehlten die weißen Rosen, und das schien ihnen sehr schlimm. Sie wußten sich aber zu helfen durch weiße Papierrosen. Der Abend brachte noch mehr Überraschungen. Die Kandidatinnen wollten eine Theatervorstellung bieten. Als nun alle in Erwartung da saßen, tat sich die Türe auf, und drei von ihnen kamen stillschweigend herein mit einer selbstgemachten Puppe; sie waren alle drei als Frauen gekleidet, in eine große Decke gehüllt und hatten einen großen Stern auf dem Kopf. Während die eine an einem Tisch Platz nahm und bewegungslos verharrte, legten sich die andern zwei auf den Boden und schliefen. Es war so drollig anzusehen, daß wir wirklich nicht wußten, was das vorstellen sollte. Plötzlich kam Leben in eine der beiden Frauen; sie besah sich ihr Kind (ihre Puppe) schüttelte es, schaute immer wieder und vertauschte es mit dem ihrer Gefährtin. Jetzt ging uns ein Licht auf; sie wollten das Urteil Salomons darstellen. Wichtig —, die zweite Frau erwachte, und jetzt ging das Theater erst recht an. Sie machten alles so nett und so natürlich, daß es ein Vergnügen war, es zu sehen.

Das Hauptfest der schwarzen eingeborenen Schwestern ist der St.-Franziskus-Tag. Da gab es dann auch ein Theaterspiel, alles eigenes Fabrikat, und sie versicherten uns, daß sie noch nie ein so schönes Franziskusfest gefeiert hätten. — Doch mit des Geschickes Mächten ist kein ewiger Bund zu flechten! —

Als wir nach der Vesper aus der Kirche kamen, roch es so verdächtig nach etwas Verbranntem. Unsere Schwester Oberin sah sofort überall nach, in der Küche, Waschküche, Kinderküche; zehn Minuten später schlugen Flammen aus dem Strohdach. Das war ein Schrecken! Drei andere Gebäude ganz nahe bei der Küche waren ebenfalls mit Stroh bedeckt. Um das Unheil noch größer zu machen, erhob sich ein greulicher Sturm, und wenn es nicht gerade ein paar Tage vorher geregnet hätte, so wäre nicht einmal Wasser zum Löschen dagewesen. Es war eine mühselige Arbeit und bei solch einem Wind ganz aussichtslos. Die Kinder beteten in der Kapelle und kamen immer wieder nachsehen, ob sie das Feuer noch nicht totgebetet hätten. Aber die Gefahr wurde bei aller Anstrengung größer, so daß wir genötigt waren, das Nähzimmer und alle unsere Zimmer vollständig auszuräumen; alles rannte, schleppte und rettete. Das Refektor verandelte sich in ein wahres Zigeunerlager; es mußte ja alles da hineingebracht werden. Schwester Aquina warf ihre Medaillen und geweihte Palmen ins Feuer. Die Nachbardächer waren vorsichtshalber mitbegossen worden. Hochwürdiger Pater Rektor, welcher gerade von einer Außenstation nach Hause kam und das Feuer sah, bekam natürlich einen

großen Schrecken. Die ganze Station war in Gefahr, in Flammen aufzugehen. Aber der liebe Gott hat wirklich das Gebet der Kinder erhört. Gegen Abend war der Brand gelöscht, und nur ein einziges Dach war zerstört worden. Wir hatten jedoch bis spät abends Arbeit, um die unter der Asche verborgenen Brände zu löschen.

Den kleinen Kandidatinnen verging aller Mut, an demselben Abend noch eine Vorstellung zu geben. Als wir am nächsten Tage den schwarzen Schwestern scherzweise sagten, der heilige Franziskus wäre aber nicht nett gewesen an ihrem Festtag, da meinten sie, er hätte das Feuer gern gehabt, um die Glut seiner Liebe zu ihnen zu zeigen.

Und nun noch eine kleine Episode von diesem denkwürdigen Tag: Als das Dach schon eingesunken war und man nun in die Küche kommen konnte, entdeckte die Köchin zu ihrer großen Freude, daß die „amadombi“, eine Art Kartoffel, gerade schön fertig gekocht und nur ein klein wenig angebrannt waren. Das versetzte die Kinder sofort in die beste Stimmung, und der Tag endete für sie mit dem schon verloren geglaubten Festtagschmaus. Wir dachten unwillkürlich, der liebe Gott muß die Kinder doch wirklich gern haben!

Einen Monat später, anfangs September, starb eine dieser eingeborenen Schwestern, welche bereits fünf Monate krank war und viel gelitten hatte. Sie war nie ungeduldig und trotz ihrer Jugend, vollständig ergeben in den Willen Gottes, opferte sie ihr Leben für die Mission auf. Der hochwürdige Pater Rektor, Schwester Oberin und zwei eingeborene Schwestern standen an ihrem Sterbebett, während sie, kaum bemerkbar, ihre Seele aushauchte. Sie wurde sehr schön aufgebahrt und lag friedlich mit einem Myrtenkranz und einer Lilie im Sarg. Die Leute hatten so etwas noch nie gesehen und wurden nicht müde, die Tote zu bewundern. Sie wurden nachdenklich und fanden, daß man das scheinbar harte Klosterleben doch auf sich nehmen könne, wenn man so schön, wie verklärt, im Tode sein kann. Das Begräbnis war zahlreich besucht. Viele können ja wegen zu großer Entfernung nicht in geweihter Erde begraben werden, weil das Missionsgebiet von Maria-Trost so groß ist und die 10 Außenstationen sehr weit entfernt liegen, so daß man vier Stunden zu Pferd dorthin braucht. Auch die Verschänge sind sehr anstrengend. Die Schwarzen haben ihre eigenen Ansichten über den Zustand eines Kranken. So wurde neulich ein Priester zu einem Schwerkranken gerufen. Der Weg war so weit, daß er an demselben Tage unmöglich zurückkommen konnte. Als er endlich den Kraal erreicht hatte, war der Todeskandidat unterdessen auf eine Hochzeit gegangen.

Es gibt hier noch so viele Heiden, daß sich niemand von uns Ruhe gönnen möchte. An manchen Stellen kann man un-

zählige Kraale an den Bergabhängen sehen. Die meisten der Bewohner wissen noch nichts vom lieben Heiland. Wenn ich so überall die Berge und Hügelreihen schaue, die sich vor uns ausdehnen, dann muß ich oft denken und beten: Herz Jesu, du Sehnsucht der ewigen Hügel, erbarme dich all der Seelen! Sie sitzen wirklich noch im Todesschatten und in der Finsternis.

Wie groß ist die Freude auf der Station, wenn einmal eine Taufe stattfindet. Da ist Großbetrieb. Vierzehn Tage vor der hl. Taufe kommen die Täuflinge alle nach hier, manchmal mehr als hundert, darunter viele Frauen mit ihren kleinen Kindern. Am Morgen kommen alle zur heiligen Messe, bei welcher hierzulande immer laut gebetet wird. Da zeigt sich so recht die



Pater Rektor mit den eingeborenen Schwestern.

+ Schw. Aquina ++ Schw. Celine.

musikalische Begabung der Eingeborenen. Sobald die Babys von den ungewohnten Lauten erwachen, fangen sie munter an mitzukrähen und belustigen sich miteinander oder allein auf dem Rücken der Mutter mit immer neuen Einfällen. Da bewundert man die Ruhe, mit der das alles selbstverständlich mitgenommen wird. Im Laufe des Tages haben die Leute mehrere Unterrichte; sie beten gemeinsam den Rosenkranz und Kreuzweg. Am Tag vor dem Tauffest werden die Kinder und die Protestanten getauft; am Festtag selbst nur die Erwachsenen. Sie werden feierlich abgeholt und stehen dann in langen Reihen an der Kirchentüre. Jeder hat einen Zettel mit einem Namen angesteckt. Dann beginnen die Zeremonien draußen; es dauert gewöhnlich lange. Hochw. Pater Rektor sagte, daß es sich an

solchen Tagen bei den im Heidentum aufgewachsenen und alt gewordenen Leuten um eine wirkliche Teufelsaustreibung handle. Jedenfalls versucht der Teufel immer vor der Taufe möglichst viel Verdruß und Widerwärtigkeiten auf der Station anzurichten. So sagt man überall. Die Leute sehen nach der heiligen Taufe aber wirklich ganz anders aus. Man kann da doch sehen, daß sich in der Seele ein Wunder vollzogen hat, gerade so, wie auch abgefallene Christen einen sonderbar teuflischen Ausdruck im Gesicht zu haben pflegen.

Ist die heilige Taufe vorüber, so kommen die Täuflinge zurück zur Schule und bekommen einen Kranz oder ein Sträußchen usw.; sie müssen ja geschmückt sein, wenn sie jetzt zum erstenmal den lieben Heiland empfangen sollen. Wieder läuten die Glocken; wieder kommen die Priester, jetzt auch begleitet von Engelchen, und unter Gesang bewegt sich der Zug zur Kirche. An diesem Tage wird es natürlich sehr spät, bevor die heilige Messe zu Ende ist. Erst am Nachmittag verlassen die meisten die Station; andere erst am folgenden Tage, nachdem sie nochmals zur heiligen Kommunion gegangen sind.

Ja, es ist schön, wenn man das alles sehen kann, aber noch schöner ist es, wenn man selbst jemand taufen darf, und diese Freude hatte ich hier schon dreimal, und zwar in ein- und derselben Woche. Es handelte sich jedesmal um ein krankes Kind, lauter Jungens. Weil die Entfernung nicht sehr groß war, durfte ich mitgehen. Ich will nur einen Gang beschreiben: Wir gingen zu einem Kraal nahe bei der Kirche St. Xaver, ungefähr $2\frac{1}{2}$ Stunden von hier weg, erst tief hinunter, dann ebenso steil hinauf, und dann immer dem Bergrücken entlang auf und ab. Es war Mittag, und der Wind kam uns entgegen; wir gingen sehr schnell, weil der kleine Kranke sehr elend sein sollte. Ungefähr eine halbe Stunde vom Kraal entfernt erwartete uns ein kleines Mädchen, um uns zu führen. Endlich hatten wir das Ziel erreicht. In der Hütte saß die Mutter ganz traurig mit ihrem kranken Jungen. Es war das zweite Kind, das erste war klein gestorben. Rund an der Wand saß die ganze Nachbarschaft traurig und tröstend. Der Vater war nicht zu Hause, wurde aber gerufen, um die Erlaubnis zur Taufe und die Versicherung einer christlichen Erziehung zu geben. Meine Begleiterin machte ihnen nun klar, um welches wichtigen Ding fürs ewige Leben es sich handle und wie der liebe Gott dem Kinde vielleicht durch Vermittlung des Namenspatrons die Gesundheit geben würde; dann betete sie mit den Leuten, und ich taufte den Kleinen. Ich gab ihm den Namen Georg nach meinem verstorbenen Bruder und nach dem Kinde meiner Freundin. — Und der heilige Georg hat wirklich seinen Schutz und seine Macht gleich gezeigt und den Kleinen gesund gemacht. — Nachher beteten wir wieder zusammen und

sangen noch ein Lied. Ich notierte voller Freude alle notwendigen Namen usw., und bei meiner großartigen Kenntnis der Zulusprache hatte ich natürlich Dreiviertel verkehrt geschrieben; trug es aber ganz glücklich nach Hause. Die Leute dankten uns und begleiteten uns ein Stück des Weges. Den Rückweg machten wir langsamer und gemütlicher; jetzt war ja keine Tausche zu versäumen. Bei den zwei andern Tausen war es ungefähr ebenso. Später schickte meine Freundin ein paar kleine Höschen für die Jungens. Alle drei sind gesund geworden, und die Mutter präsentiert ihren Sprößling des Sonntags dann in seiner feinen europäischen Kleidung. Natürlich freue ich mich dann, wenn ich sie sehe, und hoffe, daß es gute Christen werden. —

Jetzt ist die Zeit meines Aufenthaltes in Maria-Trost vorbei. Ich bin dem lieben Gott sehr dankbar dafür; vergessen werde ich Maria-Trost niemals, besonders nicht im Gebete. Und jeden lieben Leser und jede liebe Leserin bitte ich auch, für diese Mission zu beten, und wenn es in seinen Kräften steht, etwas für den Bau des Gotteshauses beizusteuern. Der liebe Gott wird es vergelten!



Der häßliche Weg

Von Henriette Brey

Alle Wege und Pfade und Steige, die wie ein lebendiges Aderneck Galiläas gesegnete Fluren durchzogen, waren umblüht von Schönheit. — Es war etwas ganz Besonderes mit diesen Wegen. Ganz anders waren sie wie die im felsig-kahlen Judäa, die oft mühsam durch die Schluchten des schichtweise gelagerten gelben Kalkgebirges sich wanden, oder keuchend die Felschroffen hinkrochen, oft mit vielen Schründen und Rissen; rauh, ernst, streng, ohne Lieblichkeit. Ja, die sogar von Jerusalem nach Jericho, der Rosen- und Palmenstadt, zum „Blutwege“ wurden, und gegen das tote Meer hin zum unfruchtbaren salzumkrusteten Fluchtpfad.

O nein, die Wege des sanft hügeligen Galiläa, seines Heimatlandes, die schrecken niemand. Die waren schön und blütenumsäumt. . . . Palmen streckten ihre Wedel darüber, Akazien- und Lotosbäume beschatteten sie. Tamarisken mit ihren rosa Blütenähren entzückten das Auge, Feigen-, Granat- und Orangenbäume boten dem Wanderer Labe, so daß er erquickt den Weg pries.

Schön war das ganze Land, in dem überall Blumen dufteten, Quellen rieselten, Haine rauschten, Vögel jubilierten und Menschen psalmensingend einherschritten.

Und die Wege freuten sich der Gottesschönheit und waren